

Nekr.
B
162

DR. HANS BLOESCH

1878-1945

Oberbibliothekar der Stadt- und Hochschulbibliothek Bern



DR. HANS BLOESCH
1878—1945
Oberbibliothekar der Stadt- und Hochschulbibliothek Bern

Nehr B 162

DR. HANS BLOESCH

1878-1945

Oberbibliothekar der Stadt- und Hochschulbibliothek Bern

Nov 3 1985

DR. HANS BLONDEL



G 1514
Stadtbibliothek
Zürich

HANS BLOESCH

Nachruf, gesprochen am 2. Mai 1945 im Krematorium zu Bern

Von Rudolf Hunziker

Wenn ich in den letzten vier Dezennien von Winterthur nach Bern fuhr — und das kam recht oft vor — dann befand ich mich stets in besonders froher, erwartungsvoller Stimmung. Sicher trug zu dieser die liebliche, vom blauen Höhenzug des Jura und von den fernen Alpenfirnen begrüßte Landschaft, die meinen Blicken vorüberzog, das ihrige bei, sowie der Gedanke, daß ich binnen kurzem «am Wellenspiel der Aare die hochgemute Stadt» mit ihren heimeligen Lauben wieder schauen und durchwandern werde — mein geliebtes Bern, wo mein Urgroßvater vor hundertfünfundzwanzig Jahren die Rechte eines Burgers sich erworben hat. Aber das alles bedeutete mir jeweilen wenig gegenüber der Vorfreude, aufs neue mit meinem treuen Freunde Hans Bloesch zusammensein und zusammen arbeiten zu dürfen.

Unsere Bekanntschaft reichte nicht bis in die Jugendzeit zurück. Erst als es sich um die Entstehung der wissenschaftlichen Gotthelfausgabe handelte, traten wir einander persönlich nahe. Und zunächst gab es mitunter recht stürmische Sitzungen in der damals ins Leben gerufenen Gotthelfkommission, bis endlich die Wogen sich glätteten und der Aufbau des großen Werkes in gedeihlicher Ruhe vor sich gehen konnte. Bei Hans Bloesch verwandelte sich das Kennenlernen — und das erfuhren sicherlich viele, die an dieser Stätte sich eingefunden haben — in kürzester Frist zu einem Liebenlernen. Denn ihm eigneten eine beglückende Reinheit der Gesinnung, eine harmonische Heiterkeit der Seele, eine selbstverständliche Gabe, sich in andere zu versetzen und ihre Sorgen zu verstehen, und eine immer gleich sich bleibende Hilfsbereitschaft — alles Eigenschaften, in deren Atmosphäre man sich völlig geborgen fühlt. So ist es auch mir ergangen. Daß das Schicksal mich mit Hans Bloesch zusammenführte und mir seine Freundschaft schenkte, habe ich jederzeit als einen ganz besonderen Glücksfall in meinem Leben betrachtet.

Im Oktober 1911 nahm unser Briefwechsel seinen Anfang, und fast zahllos sind seither unsere mündlichen und schriftlichen Besprechungen im Dienste des größten vaterländischen Epikers gewesen. Und wenn ich beifüge, daß niemals auch nur die leiseste Trübung unsern Verkehr beeinträchtigte, so soll das keineswegs heißen, daß wir stets von vornherein den gleichen Ansichten huldigten. Aber deren Verschiedenheit diente lediglich der befruchtenden

Klärung von Fragen, die der endgültigen Lösung harren. Sie können daraus ermessen, wie verwaist und traurig mir zumute war, als ich gestern trotz dem bisweilen hellen Frühlingssonnenschein nach Bern reiste, um heute am Sarge meines Freundes auf den Wunsch seiner Familie einige Worte zu sprechen. Ja, die Gotthelfforschung hat einen unersetzlichen Verlust erlitten, und es wird außerordentlich schwierig sein, die Ausgabe ohne Hans Bloesch fortzusetzen. War er doch als Enkel des um seine Heimat hochverdienten Landammanns Eduard Bloesch ein Kenner jener politisch zerrissenen und gärenden Zeit, wie es kaum einen zweiten gibt.

In Hans Bloesch hielten sich zwei bedeutsame Begabungen die Waage. Einerseits besaß er das Rüstzeug eines exakten, streng wissenschaftlichen Forschers. Das beweist nicht nur seine Doktorarbeit «Das Junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich», mit der Professor Oskar Walzel die von ihm herausgegebenen «Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte» eröffnete. Beredtes Zeugnis dafür legen auch die Gotthelfbände ab, die er besorgte, die Edition bebildeter Chroniken, wertvoller Briefwechsel und anderer interessanter Handschriften aus verschiedenen Jahrhunderten und eine stattliche Anzahl weiterer gründlicher Beiträge zur bernischen Kulturhistorie und Biographie, die teils als Einzelpublikationen erschienen sind wie die «Geschichte der Musikgesellschaft» und diejenige der Buchdruckerei Stämpfli, teils in Sammelwerken, Jahrbüchern, Zeitschriften und Tagesblättern.

Aber nicht selten tritt in diesen Arbeiten eine weit über bloße Archivweisheit sich erhebende Durchgeistigung des Stoffes zutage, zum mindesten stoßen wir immer wieder auf Formulierungen, die durch ihre Einmaligkeit verraten, daß die Hans Bloesch in die Wiege gespendete Künstlernatur überall zum Durchbruch drängte. Denn aus ihr leuchtete eine zwingende Kraft, die, ihm selbst kaum bewußt, sein ganzes Sein befruchtete. Und dank seiner staunenswerten Universalität traf er in seinen Urteilen über Schöpfungen jeder Kunst mit hellseherischer Sicherheit ins Schwarze. Man braucht nur in den von ihm geleiteten Monatsschriften und Zeitungen wie im «Berner Fremdenblatt (1903—1906), in den «Alpen» (1910—1913), in der «Berner Landzeitung» (1912—1913), in der «Schweizerischen Baukunst» (1913—1914) und im «Werk» (1915—1919) zu blättern oder seine aus wesentlichen Essays und Besprechungen bestehende Mitarbeit in andern Periodica wie zum Beispiel im «Bund» und in früheren Jahrgängen der «Schweizerischen Musikzeitung» zu verfolgen, und man wird sofort in den Bann der nur ihm zugehörenden Schreibweise gezogen. Während er da, wo Fragen der Architektur, der Skulptur, der Malerei und der Musik in Frage standen, lediglich als rezeptiver und beobachtender Ästhetiker das Wort ergriff, trat er in dem weiten Reiche der Literatur daneben auch mit selbstschöpferischen Taten in den Vordergrund.

Ich greife aus seinen Dichtungen zunächst das köstliche Büchlein «Kulturgeschichtliche Miniaturen aus dem alten Bern» und unter diesen die entzückende Skizze «Ein Nachmittag in Lützelflüh» heraus. Die darin geschil-

derten Begegnungen und Gespräche mit Gotthelf sind frei erfunden; aber wir spüren sofort ihre unverfälschte historische und psychologische Wahrheit und möchten darauf schwören, daß jene, wenn die notwendigen Vorbedingungen zufälliger Art vorhanden gewesen wären, so und nicht anders sich abgespielt hätten. Und dem Poeten gelang es, uns Gotthelfs bernische Souveränität unmittelbarer, lebendiger und eindrucksvoller zu vergegenwärtigen, als manch wissenschaftliche Studie sie darstellt. Hier wird im kleinen etwas von der geschichtlichen Intuition sichtbar, mit der in größtem Rahmen Conrad Ferdinand Meyer seine Helden gepanzert hat.

Einen unlöslichen Bund haben der wohlbewanderte Gelehrte und der Schriftsteller Hans Bloesch in dem mit herrlichen Bildern ausgestatteten Standardwerk «Siebenhundert Jahre Bern» miteinander geschlossen. Durch diese «Geschichte einer Stadt» errichtete er der über alles geliebten Heimat ein bleibendes Denkmal, das in seiner visionären Geschlossenheit dem Bereiche Jacob Burckhardts sich nähert, des eine faszinierende Sehergabe in sich tragenden Meisters der Geschichtsschreibung.

Jene unbezwingliche Sehnsucht des Nordländers nach dem sonnigen Süden, die uns seit Goethe und Eichendorff vertraut ist, fand in Hans Bloesch einen einzigartigen Vertreter. Im Leben hat er sie vor allem durch längere Aufenthalte in Rom und Sardinien und nach seiner Verheiratung auf Korsika zu stillen versucht, und später war Jahre hindurch das Colombaio in der Nähe von Morcote am Lago di Lugano sein zeitweiliges buen retiro. In den letzten Jahrzehnten boten sich ihm außerdem Gelegenheiten, Nordafrika in zwei mehrwöchigen Ferienreisen, sowie Griechenland und Spanien in einem jeweils kurzen dortigen Verweilen zu erleben. Aus den drei Wanderbüchern «Mein Rom», «Tunis» und «Hellas» leuchtet des Dichters Begeisterungsfähigkeit stets aufs neue in aufjubelnden Farben. Aber er genießt nicht nur die Natur der durchstreiften Gegenden in vollen Zügen, er will auch mit der dortigen Bevölkerung in seelische Beziehung treten, und zutiefst fesseln ihn ferner ihre Kunststätten und archäologischen Reichtümer. Ein stiller, aber mit unbeirrbarem Wirklichkeitssinn begabter Träumer, erlauschte Hans Bloesch die autochthone Sprache einer Landschaft, und dank seinen sichern Kenntnissen vermochte er mühelos, ja fast unbewußt die Brücke zu beschreiten, die zur historisch berühmten Vergangenheit des Erdenflecks hinüberführte, auf dem er sich befand. Auch wußte er um das innerste Geheimnis der echten Reisekunst, das sich in der Fähigkeit kundet, «alles frisch und jung sich entgegentreten zu lassen, als sei man der erste, der zum erstenmal es sieht».

Hier muß ich zunächst innehalten, um des geistigen Erziehers zu gedenken, dem sich Hans Bloesch stets am meisten verpflichtet fühlte. Es ist Josef Viktor Widmann, dessen Name, so bekennt er, «von frühester Kindheit an wie ein leuchtend Vorbild vor meinen Augen stand». Als er nach dem im März 1900 erfolgten Hinschied seines Vaters, des auch als Historiker bekannten Berner Theologieprofessors Emil Bloesch, auf sich selbst angewiesen war,

nahm sich Widmann, der die genialische Vielseitigkeit des damals zweiundzwanzigjährigen Studenten sofort erkannte, «mit rührendem Wohlwollen» und väterlicher Güte seiner an und hat «ratend und bestimmend in meine Lebensgestaltung eingegriffen». Kein Wunder, daß der heiße Wunsch in ihm erwachte, es dem allgemein verehrten Reiseschriftsteller gleichzutun. Aber der Jünger wurde mit nichten ein sklavischer Nachahmer seines Meisters; er erlang auf diesem Gebiete außerdem eine eigene Einstellung, die ich als das pantheistisch anmutende, romantische Einssein mit dem fremden Boden bezeichnen möchte.

Auch im übrigen besteht zwischen Widmann und Hans Bloesch eine nicht kleine Wahlverwandtschaft. Beide waren Träger eines im Hinblick auf sie selbst schlichten und anspruchslosen, aber jederzeit warmen und wahren Menschentums. Dieses konnte beim ersteren nach außen mitunter kämpferisch hervortreten, während unter den Charaktereigenschaften Hans Bloesch trotz aller Aufrichtigkeit und Überzeugungstreue weder eine initiative Fehdelust noch irgendwelche imperatorische Gebärden wahrzunehmen sind. Beide besaßen ferner eine Arbeitskraft, wie sie einem einzelnen Menschen selten verliehen wird, eine außergewöhnliche Leichtigkeit, ihre Gedanken mit poetischer Überlegenheit schriftlich niederzulegen, und eine mühelose Fähigkeit der Produktion, die an Gotthelf erinnert. Und wenn Hans Bloesch von Widmann sagt, «aus dessen Feder sei bei aller Überfülle nichts Wertloses geflossen, nichts, das nicht in irgendeiner Weise über den Durchschnitt hervorrage», so hat er damit, ohne es in seiner Bescheidenheit zu ahnen, zugleich das bindende Urteil über sich selbst gesprochen. Denn beide verdienen, adelige Journalisten genannt zu werden, wenn man dieses Fremdwort bei ihrer Erwähnung nicht lieber vermeiden will.

In unentwegter Dankbarkeit hielt Hans Bloesch seinem einstigen Gönner und Mentor die Treue, und mancher ihm gewidmeten Gedenkfeier hat er in Wort und Schrift sowie durch Neuausgaben von dessen Erzählungen die Weihe gegeben. Und es war ein Festtag erster Ordnung für ihn, als er nach der Erwerbung von Widmanns literarischem Nachlaß durch die Schweizerische Schillerstiftung diesen am 4. Juli 1932 in die Obhut der von ihm geleiteten Stadtbibliothek übernehmen, die in deren Hallersaal veranstaltete Widmann-Ausstellung und gleichzeitig das die Erinnerung an den Dichter pietätvoll festhaltende Widmannzimmer eröffnen durfte. Aus seiner damaligen Rede spricht nicht nur die berechtigte Freude, nunmehr der Hüter solcher Schätze zu sein, sie verrät zugleich die grundsätzliche Weitsicht und die großen Gesichtspunkte, mit denen er als Oberbibliothekar seines Amtes wartete. «Wenn heute», hörten wir ihn bekennen, «dieses Zimmer eine vollendete Tatsache geworden ist, so sehe ich darin nicht einen beliebigen Zuwachs unserer Sammlungen, sondern ich erblicke darin neben den Nachlässen Albrecht Hallers und Jeremias Gotthelfs, die hier schon ihre Stätte gefunden haben, einen weiteren Baustein zu dem Mausoleum bernischen Geisteslebens, zu dem unsere bernische Bibliothek auszubauen mein Ehrgeiz ist.»

Die Frage ist wahrlich keineswegs abwegig, ob da, wo Hans Bloesch in eifriger Mühewaltung um die Äufnung des von bedeutsamen Bernern hinterlassenen geistigen Gutes besorgt war, nicht auch ihm selbst ein Zelt der Erinnerung errichtet werden sollte, das kommenden Geschlechtern von seiner reichen schriftstellerischen Ernte erzählt.

Doch ich muß zu den Werken Hans Bloeschs zurückkehren. Nur im Vorübergehen möchte ich zunächst einschalten, daß es von ihm unter dem Titel «Römisches Fieber» auch eine kleine Novelle gibt, die er selbst «ein Lebensfragment aus meinem Freundeskreis» nennt. Sie schildert das tragische Schicksal eines vaterländischen Malers, den er in der Hauptstadt Italiens kennen lernte.

Nun aber drängt es mich, Ihnen das wohl reinste und reizvollste Gebilde, das uns die Feder des Dichters Hans Bloesch geschenkt hat, in Erinnerung zu rufen, ein Büchlein, das sein Innerstes enthüllt und das nur er zu schreiben auserwählt war. Es trägt die Jahrzahl 1914 und betitelt sich «Am Kachelofen». Der Verfasser erklärt darin seinem Söhnlein, dem ungeduldigen Hansjörg, die Malereien, die den Kachelofen seines trauten Wohngemachs zieren. Erlebnisse der eigenen ungesorgten Jugend, da «der Wasserfall des Glücks auf die in alle Fernen schweifende Phantasie niederrauschte», wechseln mit den fein gezeichneten, scharf umrissenen Porträts bedeutender Köpfe aus Bloeschs Ahnengalerie, mit sorgfältig ziselierten Beobachtungen und Wahrheiten der verschiedensten Art und mit froh gelauntem, eine zufriedene und glückliche Gegenwart bekundendem Fabulieren. In diesem literarischen Kleinod, dessen idyllische Köstlichkeiten trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer intimen Wärme mit dem Maßstab des Allgemein-menschlichen gewertet zu werden verdienen, treibt auch der schelmische und zarte, immer überlegene, aber nie verletzende Humor sein liebenswürdiges Wesen, der als Hans Bloeschs unzertrennlicher Begleiter sowohl in dessen Schriften wie im mündlichen Verkehr eine spontan befreiende Wirkung auszulösen pflegte. Und wir erhalten gleichzeitig einen rührenden Einblick in sein harmonisches Familienleben und das Bekenntnis der innigen Verbundenheit mit seiner treubesorgten Lebensgefährtin, die, eine begnadete Künstlerin, die Musik in sein glückliches Heim eingebürgert hat.

Hans Bloeschs schriftstellerische Tätigkeit in ihrem vollen Umfang zu schildern, wäre die Aufgabe einer längeren Abhandlung. Ich will hier nur noch das eine feststellen, daß ich mir kaum einen idealeren Erklärer von Gemälden und kulturhistorisch wesentlichen Abbildungen denken kann als diesen in bisweilen verborgenen Kunstkabinetten und in Archiven heimischen Kenner. Zu solcher Fähigkeit hatte er sich als Redaktor des «Werk» geschult, wo sie ihm vor allem für die moderne Architektur eine stete Pflicht gewesen war. Ob er späterhin unter der Flagge «Arbeit und Feste im Reigen des Jahres» die farbigen zwölf Monatsbilder des Mittelalters aus dem Breviarium Grimani in Venedig unsern entzückten Blicken darbot, ob er uns mit dem «Schweizerischen Wehrgeist in der Kunst des achtzehnten Jahrhunderts» bekannt

machte, ob er in den «Bernern Schreibmappen» 1934 und 1935 von den dort uns entzückenden «Türmen und Toren» der alten Aarestadt oder dem einstigen «Bernern Bauernleben» erzählte — immer durchdringen sich Wort und Bild in einer derart einheitlichen Selbstverständlichkeit, daß man fast ebenso gut sagen könnte, die Illustrationen seien um der Einführung willen da, als diese sei zum Verständnis der Bilder verfaßt worden.

Ein bibliographisches Verzeichnis von Hans Bloesch's sämtlichen Veröffentlichungen würde manch eng beschriebene Seiten füllen und mehr denn fünfhundert Titel aufweisen. Für die Wissenschaft und die Künste wäre ein solcher Überblick über sein Schaffen von bleibender Wichtigkeit; denn, wie ich bereits andeutete, bei Hans Bloesch gab es keine Nieten, jede noch so kleine Besprechung hat irgendwo ihren Charme. Das letztere erhellt wohl am deutlichsten aus der Zeitschrift «Der schweizerische Büchermarkt» (1911/12), für dessen acht Hefte er regelmäßig die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur besprach.

Daß Hans Bloesch, der seit 1919 als Beamter der Stadtbibliothek und seit 1928 als deren Direktor Tag um Tag ein vollgerüttelt Maß verantwortungsvollster Pflichten erfüllte, daneben eine derart ausgedehnte literarische Arbeit zu bewältigen vermochte, setzt um so mehr in Erstaunen, als er gesundheitlich durchaus kein Riese war. Und daneben durften sich noch andere Institutionen seiner Förderung und werktätigen Hilfe erfreuen: der Verein für Verbreitung guter Schriften, den er seit 1928 präsidierte und für den er seit 1930 die Auswahl der Veröffentlichungen mit außerordentlichem Geschick durchführte; dann die Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft, zu deren Vorstand er seit ihrer Gründung 1923 gehörte und für die er nicht selten Ausstellungen auf der Stadtbibliothek veranstaltete und interessante Editionen besorgte. Ferner leistete er der kantonalen Erziehungsdirektion als Mitglied der Kommission für die Förderung der Literatur wertvolle und fruchtbare Dienste.

Hans Bloesch hat auf die zahlreichen Glückwünsche, die ihm an seinem sechzigsten Geburtstage aus nah und fern zuteil wurden, mit einem allerliebsten Poem geantwortet, in dem die Verse vorkommen:

Der Knabe ist kein Negerfürst geworden,
Der Jüngling nicht der heiß ersehnte Dichter,
Die große Leistung blieb dem Mann versagt.

Da müssen wir denn doch ein wenig protestieren. In seiner, ich möchte fast sagen allzu grundsätzlichen Bescheidenheit vergaß Hans Bloesch, daß sein ganzes Leben eine ununterbrochene «große Leistung» bedeutet. Der am 26. Dezember 1878 Geborene war ein echtes Weihnachtskind. Denn an diesem der Freude geweihten christlichen Feste pflegen die Menschen einander Geschenke zu überreichen. Er aber hat das volle Jahr hindurch seine Gaben ausgeteilt, sei es, daß er als Liebling der Musen uns mit einer poetischen Kostbarkeit überraschte oder sonstwie unsere Erkenntnis vertiefte, sei es, daß er

auf unser Ansuchen Ratschläge spendete, die uns seelisch wohltaten oder unserer Arbeit neue Wege wiesen. Aber die größte Wirkung ging wohl von ihm selbst aus, von seiner Persönlichkeit, wobei weder der Gebende noch die Empfangenden sich dessen bewußt wurden. Liegt doch das Geheimnis des vorbildlichen Menschen sehr oft nicht in seinen Worten und Werken, sondern lediglich in der Tatsache seines Daseins, in dessen Luftkreis das Böse von selbst dem Guten den Platz räumt.

Mit restlosem, nie ermüdendem Fleiß entrichtete er jedem Tag den ihm gebührenden Tribut, und das dem hellenischen Maler Apelles zugeschriebene Lebensmotto «nulla dies sine linea» darf auch das seinige genannt werden. Doch Freunden und Ratbedürftigen gegenüber geizte er niemals mit seiner Zeit, so daß sie gleich Patienten eines selbstlosen Arztes das Gefühl erhielten, er sei nur ihretwegen auf der Welt. Und er gehörte zu den Sterblichen, denen das Älterwerden nichts oder nur wenig anzuhaben vermag. Seine schwarzen Haare sträubten sich energisch gegen die weiße Farbe und gestatteten ihr nur ein vereinzeltes Aufkommen, und sein ganzes Wesen bewahrte sich ein erquickendes Stück Jugend und vor allem die harmlose Fähigkeit, fröhlich zu sein mit den Fröhlichen. Ich erinnere mich ferner, daß unter den ihm zuteil gewordenen Auszeichnungen die Ehrenmitgliedschaft, mit deren Verleihung ihm die «Zofingia» zum Dank für seine Forschungen über die Entstehung und die ersten Taten dieser patriotischen Studentenverbindung überraschte, besondere Freude bereitete. Denn sie war ihm ein Zeichen, daß auch die heutige akademische Jungmannschaft mit ihm in Verbindung stand und sein Wirken zu würdigen wußte.

Gewiß hätte Hans Bloesch die Begabung und fraglos auch die Berufung in sich getragen, mit einer dichterischen Leistung von vollendeter Reife sein Lebenswerk zu krönen. Allein mir will fast scheinen, als vermochte sein Dasein so, wie es sich gestaltete, am nachhaltigsten auf seine bernische Heimat und auf weitere Kulturkreise sich auszuwirken, und es hinterläßt sicherlich manche Spuren, die nicht verwehen und verblassen. Der Platz, den ihm die schweizerische Literaturgeschichte dereinst anweist, wird ohne Zweifel demjenigen Josef Viktor Widmanns benachbart sein, wenn ihm auch von seinem Standort aus versagt blieb, mit der nämlichen Unmittelbarkeit wie dieser sich an die gebildete Öffentlichkeit zu wenden.

Viel zu früh bist du, liebster Freund, nach menschlichem Ermessen von uns gegangen. Ich weiß, wie schwer der entsetzliche Krieg mit seinen unqualifizierbaren Greueltaten auf dir lastete und wie sehnlich du mit uns allen den Frieden zu erleben hofftest. Nun bist du der Zeit vorausgeeilt und hast am Vorabend des Weltfriedens als Erlösung von langen, peinvollen Leiden den ewigen Frieden gefunden. Und jetzt, da du zu unserem tiefsten Schmerz nicht mehr unter uns weilst, tritt uns so recht vor das Bewußtsein, was du uns warst und wie unendlich viel wir verloren haben. Mir kommen unwillkürlich

jene Worte in den Sinn, die der alte Römer Horaz an Virgil richtete, als diesem der Herzensfreund Quintilius Varus durch den Tod entrissen wurde:

Cui pudor et iustitiae soror,
incorrupta fides, nudaque veritas
quando ullum inveniet parem?

«Wann wird die edle Sitte, wann die unverbrüchliche Treue, die Schwester der Gerechtigkeit, wann die unverhüllte Wahrheit seinesgleichen finden?»

Aber du wirst fortleben in uns, auch wenn wir jetzt Abschied nehmen von dem, was sterblich war an dir. Und so oft wir in stiller Stunde deiner gedenken, wird es wie ein wehmütiges und doch so wonniges Lied in uns klingen, bei dessen Melodie wir dich vor uns schauen in deiner lebendigen Herzlichkeit und deiner wohltuenden Güte. Ja, du wirst uns unvergessen bleiben und uns begleiten bis an die Marken unserer eigenen Tage.

HANS BLOESCH

Biographie von Pfarrer Carl Hemmann

Ein lieber Mensch, reich an Geist und Güte, hat uns verlassen. Sein Bild aber steht lebendig vor unserer Seele. Wir möchten es umfassen mit der Kraft bleibenden Gedenkens, möchten dankbar festhalten, was er uns und andern mit seinem Leben und Wirken geschenkt hat.

Hans Bloesch

wurde am 26. Dezember 1878 in Bern geboren. Er war unter sechs Kindern der jüngste Sohn des damaligen Oberbibliothekars Karl Emil Bloesch, vormals Pfarrer in Laupen, und seiner Gattin Mathilde geb. Studer aus Bern, der Tochter des gelehrten und beliebten Professors Gottlieb Studer. Der Vater hatte nach zehnjähriger Amtstätigkeit in Laupen auf diesen wissenschaftlichen Anlage wohl nicht in gewünschtem Maß entsprechenden Posten verzichtet und war im Jahre 1874 nach Bern übersiedelt, wo er eine Stelle an der Stadt- und Hochschulbibliothek übernahm und sich auf die akademische Laufbahn vorbereitete. Seine speziell kirchenhistorischen Studien verschafften ihm dann bald einmal den Doktorhut und eine Professur an der Berner Universität. Einer seiner ehemaligen Schüler bezeugt von ihm — und wir erkennen darin das Erbe der Väter, das Hans Bloesch angetreten und zu selbsteigenem Besitz erworben hat —: «Mit Hochachtung und Dank erinnere ich mich des bei aller Gelehrsamkeit und außergewöhnlichen Tüchtigkeit stets so bescheidenen Professors, der uns mit klarem Blick und ernster Gründlichkeit in die Zusammenhänge der bernischen und schweizerischen Kirchengeschichte eingeführt hat.» In Anerkennung seiner Verdienste wurde Professor Bloesch, dessen Vorfahren aus Biel und Burgdorf stammten, im Jubeljahr 1891 mit der Schenkung des Bürgerrechtes der Stadt Bern geehrt und in die angesehene Zunft zu Mittellöwen aufgenommen.

Die Familie Bloesch wohnte in Bern zuerst im Rabbental; da durften sich die Kinder einer überaus glücklichen, frohen Jugendzeit erfreuen, von der Max Widmann in seinen Jugenderinnerungen erzählt: «Es war eine kleine Welt für sich. Unter den das Rabbental bewohnenden Familien mit ihren vielen Kindern herrschte gute Nachbarschaft, die sich zuweilen abends in geselligen Zusammenkünften äußerte. Man traf sich öfters in einem von den Familien Becheraz, Bloesch, von Greyerz und Heimeel bewohnten stattlichen Hause und hatte da viel Kurzweil an den musikalisch-theatralischen Soireen.» Dieses Gut einer heiteren, unbeschwerten Kindheit mit vielseitigen geistigen Anregungen, die den Sinn für alles Ideale, Schöne und Hohe in dem jugendlichen Gemüte weckten, war dem Knaben köstlicher Gewinn. Wie stark damit die Liebe zur

Vaterstadt und die Freude an den Naturschönheiten der Umgebung Berns verbunden war, zeigt der spätere Dichter in seinem Poem «Doppelte Heimat»:

« — — —

An jeden Schritt knüpft sich von meinem Sein,
haucht der Erinnerung Odem
empor, ruft jeder Baum, ruft jeder Stein:
hier ist der Heimat Boden!
Der meine Jugendjahre, ungetrübt
verflossen, stündlich erwecket,
Ich liebe dich, wie ich die Mutter liebt',
die deine Erde decket
im langen Schlaf, in den sie leis versank
lächelnd mit bleichen Wangen,
im starken Herzen nach dem Gatten krank,
der ihr vorangegangen.

— — — »

(«Mein Rom» 1908).

Das Bild seiner Mutter, deren gütiges, verstehendes Wesen ihn wohl tiefer beeinflusste, als er damals ahnen konnte, zeichnet der Sohn dankbar und mit leiser Wehmut daran denkend: «wie sie in stiller, selbstloser Güte mich von sich wegwachsen sieht, mit gläubigem Verständnis meiner Entwicklung folgt, durch keinen Eingriff störend, durch keine Frage mich drängend, nur durch das Beispiel hingebender Pflichttreue und herzlichen Frohmuts mich leitend. Sie rührte nie mit neugierigem Finger an die verschlossene Knospe, sie wartete geduldig, zu was für einer Blume sie sich einst öffnen werde. Sie hat die treu behütete Knospe dankbar aus der Hand gegeben, als sie der frühe Tod abrief, vertrauend der Natur, die nun mit Sonne und Regen das weitere besorgen werde.» («Am Kachelofen» 1912.)

Als unvergessene Gespielen seiner Jugend erscheinen sein guter Kamerad Fritz Haag, mit dem Hans Bloesch des öftern in Biel und auf dem Sonnenberg zu fröhlichem Tun vereint war und vor allem seine Schwester Ida, die nach Jahren mit seiner Familie während längerer Zeit zusammen lebte und am Streben und Erleben ihres Bruders stets regen Anteil nahm. Im städtischen Gymnasium war der Jüngling ein Klassengenosse von Volkmar Andreae; beide galten als beste Schüler und verehrten gleichermaßen ihren Griechischlehrer Rektor Finsler. Aber auch andere Schulkameraden, deren Namen in der Folgezeit einen besonderen Glanz bekamen, fanden sich unter der jungen Schar, so die Freunde Paul Klee und Hermann Haller, dann auch René Thiessing und Maria Waser, mit welcher er hernach gemeinsam den literarischen Studien oblag. Hans Bloesch hatte zwar anfänglich im Sinn, Mediziner zu werden und belegte im ersten Semester naturwissenschaftliche Fächer bei seinem Onkel Professor Theophil Studer und Vorlesungen bei Professor Asher; dann aber erkannte er seine eigentliche Neigung und Berufung und wandte sich literarhistorischen Fächern unter den Professoren Walzel, Stein

und Frä. Tumarkin, sowie der Archäologie unter Professor Prächter, zu. Als Studierender gehörte er keiner farbentragenden Verbindung an, doch hat ihn später die Studentenverbindung Zofingia, deren Geschichte er schrieb, in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehren-Alt-Zofinger ernannt.

Nach dem Hinschied seines Vaters Emil Bloesch, der im Jahre 1900 im Alter von 62 Jahren den Seinen entrissen wurde — die Mutter, die den Verlust nie recht zu überwinden vermochte, folgte ihm vier Jahre später, erst 60jährig, im Tode nach — unterbrach Hans Bloesch seine Studien, um ein Jahr in Paris als Privatsekretär und Bibliothekar bei Adrien Dollfuss, Herausgeber des «Feuille des jeunes Naturalistes», zuzubringen. Diese Zeit benutzte er ausgiebig, indem er das Neue, Große und Schöne im Reiche der Kunst, der Museen und Theater, das Paris ihm bot, in vollen Zügen genoß und in sich aufnahm. Im Jahre 1902 doktorierte Hans Bloesch in Deutsch, Geschichte und Philosophie bei Professor Dr. Walzel in Bern. Das Thema seiner Dissertation lautete: «Das junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich.» Die damaligen Verhältnisse erlaubten es ihm nicht, die akademische Laufbahn einzuschlagen und so übernahm er als Nachfolger von Gian Bindi die Redaktion des «Berner Fremdenblattes», ein Wochenblatt, das über die künstlerischen und literarischen Ereignisse Bericht erstattete.

Nach dreijähriger Tätigkeit als dessen Redaktor führte ihn sein Weg zum erstenmal nach Rom, wo er die Jahre 1906 und 1908 als Korrespondent verschiedener Zeitungen, so des «Bund» und der «Frankfurter Zeitung», sowie als Lehrer der dortigen deutschen Schule zubrachte. Es war eine herrliche Zeit, herrlich auch in der Freiheit weiter Wanderungen in die römische Landschaft, zumal im Verein mit gleichgesinnten Freunden wie Hermann Haller, Louis Molliet, Karl Hofer, Hans Albrecht Moser und Gustav Gamper, mit dem er einen zigeunerhaften Streifzug durch Sardinien ausführte. Am glücklichsten aber machte ihn doch die Gegenwart Adele Stöckers, seiner nachmaligen Gattin, mit der er damals in Rom zusammentraf. Er hatte sie schon einige Jahre vorher in Bern kennen gelernt und konnte sie nicht mehr vergessen. Im Frühjahr 1903 kam die begabte junge Violinkünstlerin aus Köln am Rhein zum erstenmal nach Bern. Hans Bloesch hörte sie in einem Konzert, welches Fritz Brun, — später sein intimer Freund — mit ihr zusammen gab, und war aufs tiefste beeindruckt. Zwar dauerte es lange, bis er am Ziel seiner Wünsche war, aber am 20. Februar 1909 fand in Köln die zivile Trauung des Paares statt, der zwei Tage später im Hause des befreundeten Pfarrers in Gummersbach die kirchliche Einsegnung folgte. Es wurde eine glückliche Ehe, deren sonnige innere Harmonie ungetrübt erhalten blieb. Bald nach der Hochzeit reisten die beiden voll romantischer Zukunftspläne zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt nach Korsika und dann nach Tunis.

Den folgenden Winter verbrachten sie bei der Mutter von Adele Stöcker in Köln; es galt die Konzertverpflichtungen der jungen Künstlerin einzulösen, und dann kamen sie 1910 nach Bern, um hier sesshaft zu werden. Bald fanden sie einen Sommersitz in einem Stöckli in Ried bei Niederwangen, von wo aus

der Gatte, wie oft, zu Fuß nach Bern wanderte, wo er ein Jahr lang an der Landesbibliothek tätig war. Den Winter mit den künstlerischen und geselligen Veranstaltungen Berns — Hans Bloesch war auch mit Konzert- und Theaterkritik beschäftigt — brachten sie an der Herrengasse zu. Das Glück erreichte im Jahre 1912 seinen Höhepunkt mit der Geburt eines Sohnes Hansjörg, dessen Werdegang für die Eltern und zumal für den Vater Freude und Stolz bedeutete. Ins gleiche Jahr fällt eine zweite Reise mit Freunden nach Tunis. Während der Dauer des ersten Weltkrieges wohnte die Familie in Bümpliz. Diese Zeit war namentlich mit redaktioneller Tätigkeit ausgefüllt, indem Hans Bloesch die Redaktion der Zeitschrift «Die Alpen», sowie diejenige der «Schweizer Baukunst» und der «Berner Landzeitung» leitete. Ferner redigierte er die damals neu gegründete Zeitschrift «Das Werk», offizielles Organ der Schweizer Architekten und des schweizerischen Werkbundes. Dazu kam 1911 die Mitarbeit am «Büchermarkt», der im Anschluß an das bibliographische Bulletin der schweizerischen Landesbibliothek erschien. 1918 ziehen die Eltern mit ihrem Sohn nach Bern, um hier dauernd Aufenthalt zu nehmen. Im folgenden Jahr wird Hans Bloesch gewählt zum Bibliothekar der Stadt- und Hochschulbibliothek, mit deren Leitung er acht Jahre später als Oberbibliothekar betraut wurde. Damit trat er in die Fußstapfen seines Vaters und war nun hier an einem Platz, wo er seine vielseitigen Kenntnisse und sein reiches Wissen aufs Schönste nutzen und verwerten konnte, ihm zur Freude und der Stadt zur Ehre.

Seine Betätigungen wurden während einer Reihe von Jahren unterbrochen durch Reisen, die ihn nach Deutschland, nach Wien, Budapest und Krakau, nach Holland und Belgien, aber auch nach Griechenland und vor allem und immer wieder nach Italien führten. Schon in der italienischen Schweiz, drunten am Luganersee hatte sich die Familie mit dem Ankauf einer Casa in Colombaio einen reizenden Ferienaufenthalt erwählt, wo je und je die Ruhe der stillen Landschaft auch den Menschen zur Ruhe und Erholung kommen ließ, wozu aber auch in Verbundenheit mit der Natur werktätiges Schaffen und Bergtouren gehörten. Dann aber trieb ihn eine starke Sehnsucht weiter in die Ferne nach dem Süden, der ihm zur zweiten Heimat geworden war. Wie beglückt fühlt er sich, wenn er wieder in «seinem» Rom weilt und auf heißen staubigen Wegen wandert, oft weit hinaus in die glühende Campagna, wo er Land und Leute in heimatlichem Vertrautsein begrüßt:

« — — — »

Ich wanderte aus meiner Heimat aus
wieder die Heimat zu finden.
Wann weilt' ich hier? wo stand mein Vaterhaus?
Träume kommen und schwinden:
Als kehrte ich von langer Wanderschaft
zur heimischen Erde wieder,
so saug ich aus dem Boden Lebenssaft,
grüß ich im Volk die Brüder.

— — — »

(Mein Rom: «Doppelte Heimat».)

Zu den schönsten Reisen und Wanderungen gehörten diejenigen, die der Dichter mit Gattin und Sohn unternahm und die gemeinsame Erinnerungsbilder schufen: so 1932 Venedig und Viserba und von da San Marino und Urbino; im folgenden Jahr Florenz, Pisa, Rom und Neapel; dann auch Palestrina im Begleit lieber Freunde, des Ehepaars Fritz Brun, und Abano, von wo aus eine Tour in die euganeischen Berge zum Grab des Petrarca führte. Die Schönheit dieses sonnendurchfluteten Landes hat Hans Bloesch immer neu mit voller Intensität genossen und tief in seine Seele aufgenommen; er ließ aber auch andere daran teilnehmen, indem er ihnen in Wort und Schrift das Verständnis, die Augen öffnete für die Größe und Erhabenheit der Natur, aber auch einer Kunst und Kultur, die er selber so sehr verehrte und liebte.

In den Gedichten «Aus meinem römischen Tagebuch» (Mein Rom) schildert er einen wundervollen «Abend in Palestrina» mit den köstlich schimmernden Versen:

« — — —

Hier im ewigen Streite
noch die Sonne siegt;
schon der Dämmerung Beute,
in dunkle Schatten gewiegt
uns zu Füßen die weite
Campagna liegt.

Aus der müden Sonne Sinken,
aus dem Golde, das vom Meere glänzet
und ihr weitgedehntes Bett umkränzet,
laß uns ewige Schönheit trinken!

— — — »

Doch es ist nicht nur der Dichter und Schriftsteller, der uns in seinen Schriften und Büchlein des Reisens und Wanders beschenkt mit farbenfrohen Bildern aus Rom, der Campagna und den Sabinerbergen, der uns mitnimmt auf Streifzügen in die landschaftlichen und archäologischen Reichtümer Tunesiens oder der «am Kachelofen» so innig und launig und schalkhaft mit seinem kleinen Hansjörg plaudert, — es ist immer auch der feine Mensch mit seiner Herzensgüte, der da zum Vorschein kommt. Ein Mensch auch, der nicht nur als Kenner die antike Kunst und Kultur zu deuten verstand, sondern der selber ein wertvoller Mitarbeiter und Förderer an unsern Kulturwerken und -Gütern gewesen ist. — Seine letzte große Tour — und er gab damit noch einmal seiner alten Wanderlust Raum und Erfüllung — war eine Reise mit seinem Freund Fritz Brun im Sommer 1939 zu Fuß von Bern über die Berge und hinunter in das Tessin bis nach Locarno.

Um ab und zu der Stadt zu entfliehen, hatte sich Hans Bloesch ein Häuschen in Goldiwil erworben, das ihm und den Seinen oftmals zu einem willkommenen Refugium ward. Da konnte er mit Muße arbeiten, den Stoff zu diesem und jenem seiner Werke gestalten, wozu ihm sonst zuhause nur die Ruhe des Abends zur Verfügung stand, die er, als der unentwegt Schaffende,

immer wieder opferte. Tagsüber in der Bibliothek beschäftigt, war er die Auskunftsstelle, der Berater, der die einheimischen und ausländischen Besucher empfing, — daheim war er der Schriftsteller und dann auch — der Gastgeber. Sein gastliches Haus, eine Heimstatt nicht nur der Literatur, sondern vor allem auch der Musik, stand vielen Menschen offen; es saß wohl keiner im Kreis seiner Freunde ohne reichen inneren Gewinn. Es war ja nicht der edle Geist allein, das ruhige menschlich-warme Wesen, die fröhliche Güte, die Hans Bloesch aus den Augen leuchtete und so oft in einem Scherzwort und feinen Lächeln Ausdruck fand, es war seine reine Gesinnung und treue Freundschaft, die er ihnen schenkte.

Von dem, was er in der Stille ernster, zielbewußter Arbeit geleistet, von seinen Erfolgen, dachte er bescheiden, viel zu bescheiden, möchte man sagen. Es war eine bewußte Zurückhaltung, die sich nicht gern in den Vordergrund drängte und der breiten, lauten Öffentlichkeit abhold war, wie es eben seinem schlichten Wesen entsprach. Aus Versen, die er als Dankesbezeugung für die empfangenen Glückwünsche zu seinem 60. Geburtstag den Gratulanten übermittelte, seien folgende zitiert: Der Rückblick auf die begangene Wegstrecke, sagt er,

« — — — lehrt mich das Geheimnis: ohne Neid
Und immer neu mit Grazie verzichten.
Der Knabe ist kein Negerfürst geworden,
Der Jüngling nicht der heiß erträumte Dichter,
Die große Leistung blieb dem Mann versagt.
Und doch — ob arm an Gold und lautem Ruhme,
Mir bleibt der Zutritt zu dem Heiligtume
Der Göttin, die den Dürstenden erquickt,
Der nach dem Quell sich der Erkenntnis bückt.
Wer nicht dem Werk, kann seinem Nächsten leben,
Was er empfangen, kann er weiter geben,
Dem Ärmsten sei das Weiterschenken Pflicht.
So krönt sich jedes Menschen Lebenslauf.
Wenn auch bescheiden, nutzlos war er nicht. —
Wohlan! den Rucksack wieder umgehängt
Zum nächsten Strecklein Weg! — bergab? — bergauf?»

Es ging vorerst noch einmal bergauf; dann aber führte der Weg hinab ins Tal, und zwar ins dunkle Tal des Krankseins. Nach einer Lungenentzündung, die ihn 1943 befiel, begann ein Leiden, dem er nach zwei Jahren erliegen sollte. Wohl trat, dank ärztlicher Kunst und sorgfältiger Pflege, mehrmals eine Besserung in seinem Zustand ein, die ihn auch wieder zum Ausgehen und Arbeiten befähigte, doch galt es schließlich, so schwer es ihm auch fiel, zu verzichten auf die geliebte Tätigkeit in der Bibliothek und auf so manches Wirken und Weiterführen eines Werkes, das ihm am Herzen lag. Was ihn überaus erfreute und dankbar stimmte, war die treue Anteilnahme seiner Freunde, die sich in zahlreichen Besuchen kundgab. Auch in Goldwil, wo der

Kranke zu wiederholten Malen Erholung suchte, wurde ihm die Freundschaft seiner ehemaligen Schulkameraden Dr. von Niederhäusern und Dr. phil. Otto Blaser in Heiligenschwendi, die seine Lage nach Möglichkeit erleichterten, besonders wertvoll.

Drei Wochen vor seinem Tode, am 7. April 1945, hatte Hans Bloesch zum letztenmal die Freude, in einem kleinen Kreis geistig hochstehender Männer erscheinen zu können, dem anzugehören er vor einem Jahrzehnt eingeladen worden war. In diesen wöchentlichen Zusammenkünften zwanglosen Gedankenaustausch zu pflegen, bot ihm willkommenste Abwechslung und liebste Entspannung, und fernbleiben zu müssen wurde ihm, besonders während seines Krankseins zum harten Verzicht. — Noch am 9. April ließ er sich — und wie waren die Seinen mit ihm glücklich! — in fröhlicher Stimmung und mit genießerischem Behagen auf der großen Terrasse vor seinem Arbeitszimmer von der geliebten Sonne bescheinen und durchwärmen; nachts darauf setzte ein wildes Fieber ein, das ihn bis zu seinem Tode nicht mehr verließ. Seinem Ringen mit der körperlichen Schwachheit, aber auch mit den Rätseln des Leidens und des menschlichen Daseins hat er wiederholt mit zusammengerafften Kräften in dichterischer Form ergreifenden Ausdruck gegeben. Er sehnte sich nach Klärung und Erlösung. Sie wurde ihm zuteil, indem Hans Bloesch am 28. April, einem Samstag, in früher Morgenstunde einschlafen ist.

Aus dem dunklen Geheimnis des Todes aber leuchtet auf, was er schon im Februar 1944 in folgende Worte gefaßt hat:

«Ein paar Wochen, und die Erde treibt
zartgrünen Saft aus allen Poren;
ein paar Wochen, und neugeboren
Der Falter sich aus schwarzer Puppe entleibt.

Der Star in schmetterndem Liede sich beweibt,
hat Dutzenden ewige Liebe geschworen,
und auf den Tümpeln, grämlich gefroren,
nur das zärtliche Lächeln des blauen Himmels bleibt.

Ein paar Wochen, und der häßliche Traum
von Leiden und Schmerzen und wehem Todesbängen
ist im Glaste der siegenden Sonne zerronnen.
Es streifte des Lebens bunter Kleidersaum
den Fuß und weckte das gierige Verlangen, —
und über Nacht hat das neue Leben begonnen.»

HANS BLOESCH

ALS HISTORIKER UND BIBLIOTHEKAR

Von Hans Strahm

«Und andere gehen schlicht und bescheiden durchs Leben und suchen die Bedeutung des Seins weit außer ihrem eigenen zufälligen Menschendasein, und siehe, ihre Spur leuchtet auf und bleibt in alle Zeiten, ob sie auch längst von hinnen sind.» Diese Worte schrieb Dr. Hans Bloesch im Jahre 1922 in seinen «Kulturgeschichtlichen Miniaturen aus dem alten Bern». Sie sind wie ein Wahlspruch, der auch über seinem eigenen Leben stehen könnte. Schlicht und bescheiden war sein ganzes Wesen, und wir wissen, daß ein überaus feinsinniger Mensch aus unserer Stadt für immer geschieden ist. Aber das Andenken an ihn wird bestehen bleiben, weit über seine irdischen Tage hinaus.

Als Sohn des damaligen Oberbibliothekars Prof. Dr. Emil Blösch wurde Hans Bloesch im Jahre 1878 in Bern geboren. Er durchlief die städtischen Schulen bis zur Maturität. Im Gymnasium war er Klassengenosse von Volkmar Andreae, Paul Klee, Hermann Haller und Maria Waser. Nach anfänglichem Medizinstudium wandte sich Hans Bloesch den literarhistorischen Fächern zu, die damals, unter den Professoren Walzel, Stein und Prächter, der Universität Bern einen hohen Rang verschafften. Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1900 mußte er, der gern die akademische Laufbahn eingeschlagen hätte, seine Studien unterbrechen, um sich einem Beruf zuzuwenden. Ein Jahr lang arbeitete er in Paris, als Sekretär und Bibliothekar von Adrien Dollfuß, dem Herausgeber der Zeitschrift «Feuille des jeunes Naturalistes». Nach Bern zurückgekehrt, schloß Hans Bloesch im folgenden Jahre seine Studien ab mit einer Dissertation bei Walzel, die das Thema «Das junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich» zu ihrem Gegenstand hatte. Als Nachfolger von Gian Bundi übernahm er hierauf die Redaktion des «Berner Fremdenblattes», ein Wochenblatt, das gleichsam als Hotel- und Verkehrsrevue, den Bedürfnissen des bernischen Fremdenverkehrs diente. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Rom, wo er als Journalist und Lehrer tätig war, und nach einem kurzen Aufenthalt auf Korsika, kam Hans Bloesch, der sich mittlerweile mit der Violinkünstlerin Adele Stöcker verheiratet hatte, 1910 wieder nach Bern zurück, um hier die Redaktion der Zeitschriften «Das Werk» (das er 1914 begründete), «Die Alpen» und die «Berner Landzeitung» zu leiten.

Seine eigentliche Lebensaufgabe fand Hans Bloesch jedoch erst, als er 1919 als Bibliothekar in den Dienst der Stadt- und Hochschulbibliothek eintrat, in ein Amt, das schon sein Vater von 1878 bis 1900 als Oberbibliothekar versehen hatte.

Mit der Stadtbibliothek waren Hans Bloesch's früheste Kindheitserinnerungen eng verknüpft. Sie und ihre Schätze waren ihm vom Vater her seit seiner Knabenzeit vertraut und bildeten für ihn stets ein Stück Jugendland, eine Wurzel seines eigenen Wesens. Für Hans Bloesch bedeutete daher die Bibliothek nicht nur ein Amt, sondern ein Zuhause sein, und zugleich Dienst an einem Vermächtnis, zu dessen Betreuung er sich aus innerstem Erleben berufen fühlte. Wie selten bei einem Menschen war bei ihm Beruf und Leben untrennbar verbunden. Bis in seine letzten Lebenstage hinein ist das Interesse für die Bibliothek bei ihm nie erlahmt. Der Tod hat ihn aus Plänen herausgerissen, zu deren Vollendung ihm noch Jahre ungestörten Schaffens hätten beschieden sein müssen.

Der Umgang mit Buch und Manuskript war ihm eine stille Leidenschaft, von der er, wie es in seiner unpathetischen Art lag, nie direkt redete, die jedoch seine ganze Tätigkeit bestimmte. Und die Bücher dankten es ihm in der Weise, daß sie ihm bereitwillig ihre verborgenen Schönheiten enthüllten. Wie er bei gelegentlichen Ausstellungen aus den reichen Beständen der Bibliothek mit wenigen Griffen, scheinbar zufällig und ohne besondere Absicht auswählte und ins Licht rückte — darin ganz dem Künstler vergleichbar, der aus der Fülle seiner schöpferischen Möglichkeiten nimmt, gestaltet und das Ganze zu einem harmonisch geschlossenen Bild vereinigt — das wird niemand vergessen, der ihm bei solcher Tätigkeit beistehen durfte.

Hans Bloesch war ein begnadeter Entdecker alter Kostbarkeiten der Buchkunst, sei es der Druckgeschichte, der Einbandkunst oder der Buchmalerei, an denen viele vor ihm achtlos vorübergegangen sind. Er war ein Bibliophile im besten Sinne des Wortes. Nichts liegt zwar näher für einen Hüter und Betreuer kostbarer Schätze, die nur ihm allein bekannt sein können, als daß er das Wissen um sie ängstlich hütet, und was er oft mühevoll erarbeitet oder durch glücklichen Zufall entdeckt hat, für sich behält, und es nicht leichthin preisgibt. Hans Bloesch war anders. Wie oft und mit welcher Freude hat er bei Ausstellungen in den Räumen der Bibliothek, in gelegentlichen Mitteilungen in der Gesellschaft der Berner Bibliophilen, im Historischen Verein und anderswo, auf sie hingewiesen und sie bekanntgemacht! Gerade darin sah er eine wesentliche Aufgabe seines Wirkens. Immer ist er jedoch bescheiden hinter dem Gegenstand zurückgetreten, den er mitteilte und über den er sprach.

Hans Bloesch war aber nicht nur Bibliothekar und Bibliophile allein, er war auch ein ausgezeichnete Kenner der bernischen Geschichte. Seine ganze Liebe gehörte der bernischen Vergangenheit. Nicht als der objektiv die großen Linien des Geschehens nachzeichnende Historiker. Das wollte er nicht sein. Er war

ein Genremaler der bernischen Vergangenheit, in seinem Wesen den Kleinmeistern des beginnenden 19. Jahrhunderts zu vergleichen, die uns mit unübertrefflicher Realistik die bernische Landschaft im Bilde festgehalten haben und die, bei leiser Idealisierung ihres Gegenstandes, doch ganz auf dem Boden der Tatsachen stehen. Ein feines Einfühlungsvermögen in die unmittelbare Realität der Vergangenheit in ihren kleinen und unscheinbaren Äußerungen war ihm in hohem Maße eigen. Mit erstaunlicher Sachkenntnis auch der verborgenen Merkmale einer Zeit — das was wir gerne als ihr «Cachet», jenes eigentümliche Gepräge der Einzigartigkeit, bezeichnen —, konnte er vergangene Epochen beleben und sie oft in einem ganz neuen Licht erscheinen lassen.

Schon im «Berner Fremdenblatt», dessen Redaktion er in den Jahren 1903 bis 1906 besorgte, hatte er gelegentlich kleine, geistvolle Aufsätze kulturgeschichtlicher Art über Zustände, Sitten und Bräuche im alten Bern veröffentlicht. Die große Vergangenheit Berns ließ ihn von nun an nie mehr los. Seit 1912, in welchem Jahre er einen heute fast verschollenen, ausgezeichneten Führer «Bern und Umgebung» herausgab, verging kein Jahr, ohne daß Hans Bloesch uns mit einer kleinen Entdeckung, einem Fund oder einem größeren Werk bereichert hat. Im Jahre 1915 erschien seine breitangelegte Geschichte der «Bernischen Musikgesellschaft 1815—1915».

Eine Reihe von Publikationen Bloesch's betreffen die Buch- und Druckgeschichte sowie das Bibliothekswesen. Unter ihnen seien erwähnt die Arbeit über die Hallersche Buchdruckerei in Bern (1921), die Festschrift zum 125-jährigen Bestehen der Buchdruckerei Stämpfli 1799—1924, die Taschenbibliographie für Büchersammler (1925), die feinsinnige Studie «Samuel Engel, ein Berner Bibliophile des 18. Jahrhunderts», über den englischen Büchersammler und Gönner der Berner Stadtbibliothek Sir Thomas Hollis, über Albrecht v. Haller als Bibliothekar, über die Druck-Erzeugnisse und Volkslieder des ersten Berner Druckers Samuel Apiarius usw. In seinen «Kulturgeschichtlichen Miniaturen aus dem alten Bern» (1922), in seinem reichillustrierten Buch «Siebenhundert Jahre Bern» (1931), in seiner Geschichte der Stadt- und Hochschulbibliothek Bern (1932) oder in seinem Bilderwerk über das Berner Münster (1938) — um nur einige aus den unzähligen Einzelpublikationen herauszuheben — hat uns Hans Bloesch immer wieder durch die Fülle und den weiten Kreis seiner Kenntnisse überrascht. Die kleineren Aufsätze und Artikel gehen in die Hunderte und sind in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften zerstreut — so im «Bund» und im «Kleinen Bund», im «Werk», in den «Alpen», in den Jahreskalendern «O mein Heimatland» und im «Hinkenden Bot» usw. —, in allen aber finden sich treffliche Gedanken, feine Beobachtungen und oft wichtige neue Erkenntnisse.

Ebenso vielseitig wie als Publizist war Hans Bloesch auch als Herausgeber. Seit 1911 arbeitete er mit Rudolf Hunziker an der großen kritischen Aufgabe der Werke Jeremias Gotthelfs, die, mit Ausnahme der Briefe von Gotthelf, heute vollständig vorliegt, und mit der er dem Berner Volk ein kostbares Vermächtnis neu lebendig machte. Gemeinsam mit Prof. F. de Quervain gab

er die Schrift des Berner Stadtarztes Fabricius Hildanus «Von der Fürtrefflichkeit und Nutz der Anatomy» heraus (1936), gemeinsam mit Adolf Fluri die Inkunabel «Calendrier des Bergiers» (1920). Sodann erschien von ihm herausgegeben der reich mit Bildern geschmückte Bericht einer Palästina-reise von 1520/21, verfaßt vom Berner Magister und Lehrer von Zwingli und Manuel Heinrich Wölfli, die «Syrische Reis» (1929).

Seine ganz besondere Liebe aber galt in den letzten Zehn Jahren seines Lebens den Berner Bildchroniken, jenen unschätzbaren Kulturdokumenten aus der ruhmvollsten Epoche des alten Bern — der Tschachtlan-Chronik von 1470, dem Spiezer Schilling von 1485 und der amtlichen Berner Chronik Diebold Schillings von 1483 —, aus denen die glänzende Zeit kurz nach den Burgunderkriegen so unmittelbar lebendig zu uns spricht. Unermüdlich hat er sich für deren Faksimile-Ausgabe eingesetzt, und ihm ist es zu verdanken, daß dieses für alle Zeiten monumentale Werk zustandegekommen ist. Noch auf seinem Krankenlager hat er an den letzten Korrekturen gearbeitet und den Text bereinigt, und er durfte es noch erleben, daß der vierte Band der «Amtlichen Berner Chronik von 1483» erscheinen konnte, und die Ausgabe nunmehr abgeschlossen ist.

Als Mitherausgeber und Mitbegründer unserer Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde hat Dr. Hans Bloesch am Zustandekommen und Gedeihen der Hefte immer regen Anteil genommen. Seine aus reicher Erfahrung heraus erteilten Ratschläge und Weisungen waren von bleibendem Wert. Mit mehreren Aufsätzen hat er sich auch an der publizistischen Mitarbeit beteiligt.

Zwei Dinge sind es, die einem bedeutenden Leben ein bleibendes Andenken sichern. Einmal das geschaffene Werk, das über eine Lebenszeit hinaus fortwirkt. Ein anderes aber ist die unmittelbare persönliche Wirksamkeit, die Beziehung von Mensch zu Mensch. Sie läßt den unwiederbringlichen Verlust, den ein endgültiger Abschied immer bedeutet, doppelt schmerzlich empfinden. Was wir an der menschlichen Persönlichkeit Hans Bloesch's verloren haben, können alle die ermessen, die den Vorzug hatten, im täglichen Umgang mit ihm sein liebenswürdiges Wesen näher zu kennen. Stets war er freundlich und hilfsbereit. Er opferte auch im hastenden Drang der Geschäfte seine Zeit, um anderen seine reichen Kenntnisse zur Verfügung zu stellen. Jeder konnte bei ihm Rat und Auskunft holen, und keiner ging ohne Anregung von ihm. Er war eine nie versagende Auskunftsquelle für alle Fragen, welche die bernische Geschichte und die von ihm betreuten Manuskripte und Bücher betrafen. Unterstützt durch ein erstaunliches Gedächtnis, hat er immer selbstlos und bereitwillig den Suchenden beraten und ihm aus der Fülle seiner Kenntnisse heraus den Weg gewiesen. Er wußte stets, wo man suchen mußte, um etwas zu finden.

Allen Äußerlichkeiten abhold, verwehrte es ihm seine vornehme Bescheidenheit, seine Person in den Vordergrund zu stellen. Es ging ihm um die

Sache, nicht um die eigene Geltung. Hüter, Betreuer und Vermittler des Wissens zu sein, darin sah Hans Bloesch die vornehmste Aufgabe des Bibliothekars.

Als vierzehnter in der Reihe der Oberbibliothekare der Berner Stadtbibliothek, die einen Albrecht von Haller zu den ihren zählt — einen Samuel Engel, Sinner von Ballaigues, Johann Ith, Karl Ludwig Steiger, Wolfgang Friedr. von Mülinen, um nur einige herauszuheben —, hat auch Hans Bloesch seinen Namen ehrenvoll in die Annalen unserer Bibliotheksgeschichte eingetragen. In seiner ganzen Wesensart hatte er überraschend viel Gemeinsames mit dem ihm vor genau hundert Jahren im Amt des Oberbibliothekars vorausgegangenen Johann Rudolf Wyß, dem Herausgeber der «Alpenrosen», der Volkslieder und Volkssagen und der Berner Chroniken von Justinger, Tschachtlan und Anshelm.

Dr. Hans Bloesch war als Oberbibliothekar durchaus kein Direktor oder Chef im üblichen Sinne des Wortes, der autoritativ die Geschäfte geleitet und seine Untergebenen in ehrerbietiger Distanz gehalten hätte. Das Liebenswürdige in seiner Gesinnung, das den Menschen in seinen Mitarbeitern und Angestellten nie übersah, sicherte ihm die Sympathie und den Arbeitseifer und spornte zu Leistungen an, die ein anderer selbst durch Strenge schwerlich erreicht hätte. Befehlen und regieren war seinem innersten Wesen zuwider. Nie war er unwillig, nie schlechter Laune. Sein feines, verbindliches Lächeln färbte auf alle ab, die mit ihm zu tun hatten. Die Arbeit unter ihm war freudige Zusammenarbeit, ein Zusammenwirken in einem weitschichtigen Gebiet, in dem jeder Einzelne sein Bestes hergab. Die kameradschaftliche Geschlossenheit und Einmütigkeit im personellen Betrieb der Stadtbibliothek, dieser gute Hausgeist, war ausschließlich Bloesch's Verdienst.

So hat Hans Bloesch sowohl in seinem Werk wie in seiner Persönlichkeit ein Andenken hinterlassen, das noch lange gegenwärtig bleibt. Er gehört zu jenen Bannerträgern bernischen Geistes, die unserer Stadt zur Ehre gereichen, solange der Name Bern Tradition und Liebe zur bernischen Vergangenheit bedeutet.



Zentralbibliothek Zürich



ZM03412679

